



AURÉLIE MARTIN

MIT ZUCKERBROT
UND REITGERTE
EINE SKLAVIN IN AUSBILDUNG

EROTISCHER SM-ROMAN



BLUE PANTHER BOOKS

AURÉLIE MARTIN

MIT
ZUCKERBROT
UND
REITGERTE

EINE SKLAVIN
IN AUSBILDUNG

EROTISCHER SM-ROMAN



BLUE PANTHER BOOKS

BLUE PANTHER BOOKS TASCHENBUCH

BAND 3016

1. AUFLAGE: JUNI 2026

VOLLSTÄNDIGE TASCHENBUCHAUSGABE
ORIGINALAUSGABE

© 2026 BY BLUE PANTHER BOOKS, HAMBURG
ALL RIGHTS RESERVED

LEKTORAT: ULRIKE MARIA BERLIK

COVER:

© VITALIKRADKO @ DEPOSITPHOTOS.COM

UMSCHLAGGESTALTUNG: MT DESIGN

GESETZT IN DER TRAJAN PRO UND ADOBE GARAMOND PRO

PRINTED IN POLAND

ISBN 978-3-7590-2713-9

WWW.BLUE-PANTHER-BOOKS.DE

BIZARRE MASKERADE

Ich stehe in einem großen Saal. Um mich herum befinden sich Hunderte Menschen. Sie alle sind mir fremd. Normalerweise würde mir eine so große Menschenmenge auf diesem engen Raum Angst machen. Doch diese Atmosphäre ist nicht alltäglich. Deshalb fühle ich mich wohl. Ich weiß nicht, warum das so ist. Hier ist irgendetwas anders.

Ich schaue mich um. Dieser Saal sieht aus wie der Ballsaal eines Barockschlosses, wie man sie in vielen alten Filmen vorfindet. Die Leute sind auch im Barockstil gekleidet. Die Männer tragen vornehme Rüschenhemden und die Frauen lange Kleider mit Korsage. Einige Köpfe sind mit Perücken geschmückt. Diese Leute sind prunkvoll gekleidet. Auch ich bin nicht anders angezogen. Das Kleid ist bordeauxfarben, ebenso das Korsett, das meinen Leib zusammendrückt. Ich trage lange Handschuhe an den Händen und eine Maske verbirgt mein Gesicht. Die anderen Besucher dieses Balls tragen ebenfalls eine Maske und ich kann kein Gesicht erkennen. Deshalb erscheinen sie mir so fremd. Selbst wenn ich einen oder eine von ihnen schon mal gesehen haben sollte, ist es unter den Masken unmöglich, diese Person zu erkennen.

Plötzlich beginnt ein Geigenquartett, klassische Musik zu spielen. Die Besucher setzen sich in Bewegung. Wie es üblich ist, suchen die Herren sich eine Dame aus, mit der sie tanzen möchten. Sie machen eine tiefe Verbeugung, um sie aufzufordern. Die Dame signalisiert mit einem Knicks ihr Einverständnis und lässt sich von ihrem Herrn führen.

Gefühlt haben alle Damen einen Tanzpartner gefunden, nur ich bleibe zurück. So, wie es immer ist. Für mich hat sich noch nie ein Mann wirklich interessiert. Ist also nichts Neues für mich ...

»Verzeihung, edle Dame?«, erklingt hinter mir eine tiefe Männerstimme.

Erschrocken drehe ich mich um und ein Mann mit grauem Haar, einem dunkelblauen Gewand und einer ebenfalls dunkelblauen Maske steht vor mir. Durch die Schlitzze der Maske erkenne ich seine Augen. Sie sind türkisfarben und haben ein magisches Funkeln in sich.

Der Maskierte räuspert sich. »Würdet Ihr mir die Ehre erweisen und mir diesen Tanz schenken?« Dabei verneigt er sich tief, greift meine Hand und küsst sie zart.

Ich vollführe einen tiefen Hofknicks und erwidere: »Mit dem größten Vergnügen, mein Herr.«

Dann lasse ich mich von ihm führen und wir tanzen einen Langsamen Walzer zur Musik. Mitten unter den anderen Tänzern stolzieren wir durch den riesigen Ballsaal. Ich versuche immer wieder, einen Blick in das Gesicht meines Tanzpartners erhaschen zu können. Doch leider vergeblich. Die Maske sitzt fest auf seiner Nase und lässt sich nur ablösen, wenn man bewusst daran zerrt. Das würde ich niemals riskieren. Dafür genieße ich diesen Moment viel zu sehr. Wie ich einfach lockerlassen kann und nichts weiter tun muss, als mich von diesem eleganten, starken Mann lenken zu lassen. Er weiß auch ganz genau, wie er mit mir umgehen muss.

Nach ein paar Minuten kommt er ganz nah an mich heran und flüstert mir ins Ohr: »Wollt Ihr mit mir allein sein? Ich wüsste hier im Schloss den perfekten Ort.«

»Sehr gern«, wispere ich zurück, und kaum habe ich zu Ende gesprochen, greift er nach meiner Hand und zieht mich aus dem Ballsaal.

Wir stehen im Korridor des großen Schlosses, alles ist dunkel, man kann nichts sehen.

»Vertraut Ihr mir?«, fragt er mich.

»Ja«, hauche ich zur Antwort. Warum ich das tue, weiß ich selbst nicht genau. Normalerweise traue ich fremden Menschen

nicht so schnell. Aber dieser geheimnisvolle Unbekannte hat etwas an sich, das ich kaum beschreiben kann. Da gibt es kein »normalerweise« mehr.

Er stellt sich hinter mich, nimmt mir die Maske ab und verbindet mir mit einem Tuch die Augen. Ich kichere.

»Schweigt, meine Liebe«, ermahnt er mich. »Ich werde Euch jetzt führen. Bis dahin möchte ich keinen Laut von Euch hören.«

Ich gehorche und lasse mich von ihm geleiten. Er führt mich durch einen Gang, und ich habe nicht die leiseste Ahnung, wo wir hingehen oder was er mit mir vorhat. Aber irgendwie hat mich die Neugier gepackt und ich folge ihm einfach. Er leitet mich so elegant und gleichzeitig geschickt auf dem Weg, dass ich nicht anders kann, als mich selbst zu verlieren.

»Da wären wir«, höre ich ihn nach einer Weile sagen, und wir bleiben stehen. Dann vernehme ich das Klacken eines Schlosses. Der macht es aber spannend!

Er nimmt mir die Augenbinde ab und entzündet ein paar Kerzen, damit der Raum erhellt wird. Das Zimmer hat ein riesengroßes rotes Bett, das für mindestens zwei Personen reicht. An den Wänden stehen große Schränke, deren Inhalt vorerst nicht erkennbar ist. Vor dem Bett befindet sich ein kleiner Hocker, den die Adeligen gern zum Hochlegen ihrer Füße nutzen.

»Möchtest du, dass ich dich hier und jetzt verführe und mit dir spiele?«, fragt mein Begleiter mich. »Ein Wort genügt, und du kannst wieder zurück zum Ball gehen und alles wird sein, als hättest du dieses Zimmer niemals gesehen. Willst du wieder gehen oder soll ich dich nehmen?«

Er schaut mich dabei eindringlich an, erneut funkeln seine Augen durch die Schlitze der Maske.

»Ich will genommen werden«, spreche ich voller Leidenschaft aus und merke, wie ein wohliger Schauer durch meinen ganzen Körper zuckt.

Mein Begleiter schließt die Tür hinter uns ab, dann tritt er langsam von hinten an mich heran und fährt mit seinen Händen über meinen Körper. »Ich merke es jetzt schon, du wirst eine wundervolle Gespielin sein.«

Er küsst mich in die Halsbeuge und flüstert mir ins Ohr: »Bist du bereit, alles zu tun, was ich dir sage? Wirst du meinen Befehlen gehorchen?«

»Ja«, hauche ich.

Im nächsten Moment spüre ich, wie mein Kleid geöffnet wird. Langsam zieht er es mir aus. Danach folgen mein Korsett, die Handschuhe, meine kniehohen Strümpfe und die Absatzschuhe. Ich stehe völlig nackt vor meinem Gebieter und bekomme eine Gänsehaut. In dem Zimmer ist es sehr frisch, doch daran liegt es weniger. Vielmehr ist es dieses wohlige Gefühl, diesem mysteriösen Unbekannten nun ausgeliefert zu sein.

Wieder küsst er mich zärtlich, und ich will mich gerade umdrehen, um den Kuss zu erwidern, da hält er mich zurück. »Nein, mein Kind. Schau mich nicht an! Ich bin dein Gebieter, du bist meine Sklavin. Ich möchte, dass du den Blick gesenkt hältst und mich nicht anschaust, bis ich es dir befehle. Du wirst dich mir unterwerfen und dich führen lassen. Du wirst dich fallen lassen, und ich werde alles bestimmen. Hast du verstanden?«

»Ja«, antworte ich und senke meinen Blick.

Mit seinen Fingern packt er mein Kinn, zerrt es hoch und dreht den Kopf nach hinten, sodass ich ihn ansehe. »Nun wirst du mich für einen kurzen Moment ansehen. Hör mir gut zu. Du bist ein junges, wohl lüsternes Mädchen. Aber du bist noch immer ein halbes Kind. Deshalb werde ich dich auch so nennen. Und du wirst mich, sobald ich dir eine Frage stelle, nur mit ›Mein Gebieter‹ ansprechen. Hast du verstanden, mein Kind?«

»Ja, mein Gebieter«, antworte ich und sehe ihm dabei ins Gesicht. Er ist noch immer vollständig angezogen und auch die Maske

hat er nicht abgenommen, sodass ich keinen blassen Schimmer habe, wer dieser Mann ist. Lediglich an seiner Haarfarbe und seinem Körperbau kann ich erkennen, dass er fünfundzwanzig bis dreißig Jahre älter sein muss als ich. Wie sehr ich doch ältere und reifere Männer begehre! Sie sind viel attraktiver als die meines Alters ...

Er führt mich zu dem Hocker und befiehlt mir: »Knie nieder!«

Ohne zu zögern, sinke ich auf die Knie und beuge meinen Oberkörper über die breite Samtlehne des Hockers. Sie ist tatsächlich sehr bequem.

»Streck mir dein Gesäß entgegen!«, verlangt er, und ich hebe meinen Hintern in die Luft.

Da spüre ich, wie seine kalten Hände über meine Pobacken streichen. Ich schrecke kurz auf. Seine Hände sind so groß, dass sie meinen gesamten Po umfassen können.

»Was für ein bezauberndes Hinterteil du hast«, lobt er mich, dann holt er aus und schlägt mir abwechselnd auf beide Pobacken. Jedes Mal schrecke ich hoch, doch ich liebe diese Art von Schmerz. In meinem ganzen Körper prickelt es, mein Unterleib beginnt, zu pulsieren.

»Donnerwetter«, höre ich ihn sprechen, »du bist wirklich ein kleines, geiles Luder. Mal gucken, wie dir die Reitgerte bekommt.«

Ich höre ihn weggehen und nehme wahr, wie sich ein Schlüssel in einem der Schränke umdreht. Anscheinend ist da das benötigte Material drin. Nach einer knappen Minute kehrt er zurück, mit einer schwarzen Reitgerte in der Hand. So ein ähnliches Exemplar dürfte in den Pferdeställen hier hängen, oder? Doch diese Gerte ist nicht für ein Pferd bestimmt. Sie ist für mich.

Sanft und behutsam streicht mein Gebieter mit der Gerte über meinen nackten Rücken, dann wandert das Teil zu meinem Po. Ich ahne genau, was jetzt passieren wird.

»Mitzählen!«, befiehlt er mir und schlägt zu.

Der erste Schlag trifft meine linke Pobacke, der zweite die rechte.

Brav zähle ich jeden einzelnen Schlag mit. »Eins ... zwei ... drei ...« Und immer so weiter. Dabei klingt meine Stimme, als gehöre sie gar nicht mir. Der Schmerz ist unbegreiflich, und nachdem ich die Zahl Zwanzig ausgesprochen habe und mein Gebieter die Gerte zur Seite legt, spüre ich meinen Hintern glühen. So ein Gefühl kenne ich gar nicht. Doch das Prickeln in meinem Körper lässt sich davon nicht beirren.

Ich schrecke auf, als er plötzlich mit seinen Fingern in meine Scham fasst. »Da ist aber jemand ganz geil. Du stehst wohl auf Schläge, hm, mein Kind?«

»Ja, mein Gebieter«, antworte ich fast automatisch.

»Willst du noch mehr, mein Kind?«

»Jawohl, mein Gebieter.«

»Richte dich auf!«

Ich erhebe mich, und er beginnt, abwechselnd meine Brüste zu kneten und mir den Hintern zu versohlen.

»Du kleines, geiles Luder«, stöhnt er dabei immer wieder und ich merke, wie meine Muschi feuchter und meine Brustwarzen härter werden.

Dieser Mann macht mich heiß und willenlos zugleich. Ich lasse meinen Kopf nach hinten fallen und genieße diese Prozedur.

Dann hält er inne und streicht mir mit der Hand über die Wange. »Du bist mein. Ich will dich hier und jetzt.«

Er zieht mich auf das große rote Bett, und ich lege mich augenblicklich hin, ohne Widerstand zu leisten. Er legt mir Hand- und Fußfesseln an, dann holt er vier Seile, die er mit den Karabinerhaken am Bettrand verbindet. Nun bin ich bis auf Kopf und Oberkörper völlig bewegungsunfähig und kann mich nicht mehr rühren. Als ich versuche, zu zappeln und mich aufzurichten, drückt er mich wieder nach unten.

»Gehorche, mein Kind! Jetzt werde ich meine Freude an dir haben.«

Er öffnet zuerst sein Hemd, dann fallen Strumpfhose und alle anderen Kleidungsstücke zu Boden. Nur die Maske behält er auf; sein Antlitz bleibt mir weiterhin verborgen. Nicht jedoch sein großes, erigiertes Glied. Er setzt sich auf mich und nimmt mich ordentlich durch. Wir beide stöhnen vor Leidenschaft und schreien, als ginge es um unser Leben. Es fühlt sich einfach nur geil an. Dieser Mann geht zwar sehr brutal, aber zugleich liebevoll mit mir um. Ich kann gar nicht anders. Ich will mehr von ihm. Ich kriege nicht genug. Dann kommen wir beide zum Höhepunkt und er spritzt in mir ab. Was für ein wunderbares Gefühl! Ich bin gerade mehr als überwältigt ...

Mein Wecker riss mich aus einem viel zu kurzen Schlaf. Langsam richtete ich mich auf und rieb mir den Sand aus den Augen. Wie immer war die Nacht viel zu kurz gewesen. Es war sieben Uhr, in einer Stunde musste ich mich auf den Weg zur Arbeit machen. Zum Glück hatte ich reichlich Zeit. Wie jeden Morgen in den letzten Jahren stand ich auf, putzte mir die Zähne, zog mich an, machte mir ein kleines Frühstück und schlug die letzten Minuten mit Musikhören oder im Internet Surfen tot. Ich machte mein Bett ordentlich – zumindest so ordentlich, wie es für meine Verhältnisse möglich war. Schon immer war ich ein chaotischer Mensch gewesen.

Während ich gedankenverloren auf meinem Bett saß und Löcher an die Wand starrte, reflektierte ich den nächtlichen Traum noch einmal. Es war nicht das erste Mal, dass ich so etwas träumte. Sexuelle Fantasien hatte ich reichlich, nur umsetzen konnte ich sie nicht so recht. Ich war einfach kein Typ für One-Night-Stands, ich wollte etwas Ernstes.

Diese Fantasien und Tagträume waren meist wie in diesem nächtlichen Traum: An den unterschiedlichsten Orten trieb ich es mit verschiedenen, deutlich älteren Männern. Manchmal waren es Schauspieler oder sonstige bekannte Persönlichkeiten, oft waren es aber Typen, deren Gesichter mir gar nichts sagten. Vermutlich hatte ich ihre Visage einmal in der U-Bahn oder im Einkaufszentrum kurz gesehen und sofort wieder vergessen. Nur mein Unterbewusstsein hatte sich diese Männer gemerkt und sie deshalb in meine Träume geschmuggelt. In einer Millionenstadt wie München war es auch nicht ungewöhnlich, ständig unbekannte Menschen zu treffen, an die man sich bereits nach wenigen Minuten nicht mehr erinnern konnte.

Der Sex mit diesen meist unbekannten Männern war jedenfalls immer ein Abenteuer, und ich fragte mich, warum ich gerade solche Dinge wie das mit der Reitgerte träumte. Ich hatte schließlich keinerlei Erfahrungen im BDSM, und auch »normalen« Sex hatte ich kaum erlebt.

Meinen ersten Sex hatte ich acht Jahre zuvor gehabt. Ich war damals sechzehn Jahre alt gewesen, und es geschah mit einem Freund meiner Mutter, der deutlich älter war als ich. Es war eine kurze Sommerromanze gewesen. Danach hatte er mich wie eine heiße Kartoffel fallen gelassen und war zu seiner Ehefrau zurückgekehrt. Dies war ein schlimmer Schlag für mich gewesen.

Eine ernsthafte Beziehung hatte ich nie gehabt. In meinem Umfeld gab es nie vernünftige Kerle. Seit ein paar Jahren fühlte ich auch eine Anziehung zu meinem eigenen Geschlecht, jedoch hatte ich auch hier kein Glück gehabt, und zu mehr als einem zungenfreien Kuss war es nie gekommen. Ich hatte es eine Zeit lang mit Altersgenossen probiert, doch da war niemand zu finden, der zu mir passte.

Vielleicht kam daher meine Vorliebe für deutlich ältere

Männer, die sich so gut wie jede Nacht in meinen Träumen widerspiegelte. Möglicherweise lag es aber auch daran, dass ich ohne Vater aufgewachsen war. Deshalb besaß ich vermutlich derartige Komplexe und fühlte mich stark zu Männern hingezogen, die meine Väter hätten sein können.

Mein Handy meldete sich. Es war an der Zeit, mich auf den Weg zu machen. Ich packte meine Tasche, zog Stiefel und Jacke an und verließ meine Wohnung. Im Treppenhaus kam mir meine beste Freundin Lu entgegen.

»Guten Morgen, Ella«, begrüßte sie mich.

»Morgen, Lu«, erwiderte ich. »Alles cool?«

»Alles cool. Sehen wir uns nach der Arbeit im Dönerladen?«

»Ja, war doch ausgemacht.«

Wir umarmten uns kurz, dann ging ich weiter. »Ich muss los. Bis heute Nachmittag!«

»Viel Glück!«, rief Lu mir hinterher, da war ich auch schon zur Tür raus.

Es war ein besonderer Tag für mich. Ich machte mich auf den Weg zur U-Bahn-Haltestelle und wartete. Als die U-Bahn kam, stieg ich ein und atmete tief durch. Nach zehnminütiger Fahrt war ich auch schon am Ziel und betrat das Geschäft.

Seit knapp zwei Jahren arbeitete ich nun im Garten- und Haustierbedarfsgeschäft »Dörr«. Den ganzen Tag war ich damit beschäftigt, die Regale aufzufüllen, die Vogelkäfige auszumisten und sonstige anfällige Arbeiten zu erledigen. Es war nicht gerade mein Traumjob, doch ich brauchte ihn unbedingt. Und an diesem Tag sollte sich entscheiden, ob ich nun endlich einen unbefristeten Vertrag bekäme.

Als ich neun Jahre alt war, bekam ich die Diagnose Autismus. Dies erschwerte mir den Alltag in vielen Lebensbereichen. Am liebsten hätte ich studiert, doch dafür reichte mein Schulabschluss nicht aus. Mit achtzehn begann ich eine Ausbildung

zur Einzelhandelskauffrau in einem Bildungswerk, die ich nach drei Jahren erfolgreich abschloss. Leider konnte ich dort nicht bleiben und musste mir unmittelbar nach Ausbildungsende eine neue Stelle suchen. Dies war nicht sehr einfach, da ich sehr offen mit meiner Behinderung umging und viele Arbeitgeber mich mehr mit Vorurteilen als mit Offenheit empfingen. »Dörr« hatte mich hauptsächlich eingestellt, um die Schwerbehindertenquote zu erfüllen. Aber wirklich begeistert war mein Arbeitgeber nicht von mir, was ich oft zu spüren bekam.

Vorurteile hatten mich immer verletzt. Ich merkte selbst, dass ich mit meinen nicht behinderten Kollegen nicht mithalten konnte. Ich war ungeschickter, weniger flexibel und hatte auch beim Kundenkontakt meine Defizite. Vollzeit arbeiten war für mich unmöglich, da die Reizüberflutung mich gelegentlich überforderte und ich nie länger als sechs Stunden durchhielt. Auch wenn Vorgesetzte und Kollegen mir sagten, es sei okay, merkte ich dennoch, dass sie kaum Verständnis für meine Situation hatten.

Ich glaubte nicht an einen unbefristeten Vertrag. Das Glück hatte ich noch nie in meinem Leben gehabt. Bei keinem Betrieb war ich bis dato länger als drei Jahre angestellt gewesen. Diese Ablehnung frustrierte mich. Auch die Tatsache, dass ich mich in den Kollegenkreis kaum integrieren konnte, machte es nicht besser. Die sprachen über Themen, die mich überhaupt nicht interessierten, weshalb ich mich meistens zurückzog und die Pausen mit Lesen verbrachte, anstatt mich mit ihnen zu unterhalten. Somit dürfte es auch niemanden aus dem Kollegenkreis geben, der sich für mich eingesetzt hatte.

»Frau Krall?«

Beim Einräumen der Regale wurde ich aus meinen Gedanken gerissen. Ich drehte mich um, und mein Chef Hermann Dörr stand vor mir.

»Ja?«, fragte ich.

»Kommen Sie bitte in mein Büro, jetzt habe ich Zeit für Sie.«

Ich schluckte, folgte ihm jedoch. Nun würde sich herausstellen, ob ich auf unbestimmte Zeit im Geschäft arbeiten könnte oder ob die lästige Jobsuche wieder von vorn losginge.

Herr Dörr war ein ziemlich schlanker Mann in seinen Fünfzigern mit grauen Haaren, und kein einziges Barthärchen war in seinem Gesicht zu sehen. Ob er ein Indianer war? Diese Frage hatte ich mir schon oft gestellt, da man nicht einmal Anzeichen eines Drei-Tage-Bartes sah.

Normalerweise fühlte ich mich zu deutlich älteren Männern hingezogen. Bei Dörr war dies allerdings nicht der Fall. Ich wusste nicht genau, woran das lag. Er sah recht gut und fit aus für sein Alter. Allerdings hatte er rein gar nichts Väterliches an sich. Soweit ich informiert war, hatte er auch keine eigenen Kinder.

»Bitte, nehmen Sie Platz.«

Ich setzte mich in seinem Büro an seinen Schreibtisch, ihm direkt gegenüber. Jetzt galt es, den Blickkontakt zu halten. Anderen Menschen beim Sprechen in die Augen zu schauen, anstatt auf den Boden, war mir vor allem als Kind und Jugendliche sehr schwergefallen, und ich hatte es jahrelang trainiert. Hoffentlich merkte er mir meine Nervosität nicht an.

Dörr nahm gegenüber von mir in seinem »Chefsessel« Platz, der eigentlich nur ein stinknormaler Bürostuhl war, und faltete seine Hände. Es dauerte ein paar Sekunden, bis er zu sprechen begann.

»Frau Krall«, sagte er schließlich. »Ich denke, Sie wissen, warum Sie hier sind?«

Natürlich wusste ich es. Wir hatten dieses Gespräch schließlich knapp zwei Wochen zuvor fest vereinbart. Doch ich nickte nur stumm.

»Nun, jetzt ist die große Frage, was aus Ihnen wird. Ihr Vertrag läuft in einem Vierteljahr aus. Und nach zwei Jahren geht es um einen unbefristeten Vertrag.«

Ich nahm sein Zögern als ein weniger gutes Zeichen. »Ich weiß. Und ich habe die letzten zwei Jahre wirklich mein Bestes gegeben.«

»Das weiß ich doch. Das wissen alle hier. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch, Frau Krall. Wir würden Sie wirklich gern behalten, aber ...«

Er seufzte und machte eine kurze Pause. Ich bemühte mich, ein Augenverdrehen zu unterdrücken. In meinem Leben hatte ich diese Worte gefühlt schon tausendmal gehört. Am häufigsten in Bezug auf einen Job, am zweithäufigsten in zwischenmenschlichen Beziehungen wie Freundschaften. Allmählich hatte ich es satt, diese Worte immer wieder zu hören.

»Es tut mir wirklich sehr leid«, sagte Dörr schließlich, »aber ich kann Ihnen keinen unbefristeten Vertrag geben. Es geht einfach nicht.«

Auch wenn ich längst damit gerechnet hatte, wuchs die Frustration in meinem Bauch an. »Und warum nicht? Erst letzte Woche sprachen Sie davon, dass wir in letzter Zeit so stark unterbesetzt sind ...«

»Ich verstehe, dass Sie enttäuscht sind«, unterbrach er mich. »Bitte glauben Sie mir, mir ist diese Entscheidung nicht leichtgefallen. Aber in unserem Geschäft sind die Anforderungen an die Mitarbeiter einfach zu hoch. Sie können die Ansprüche nicht erfüllen, und ich habe schon oft gemerkt, dass Sie überfordert sind. Wir wollen doch nicht, dass Sie ein Burn-out kriegen. Sie sind noch so jung. Nehmen Sie doch lieber eine Tätigkeit an, bei der die Ansprüche geringer sind.«

Ich wusste ganz genau, was er meinte, und die Wut kochte in mir hoch. »Mit ›geringeren Ansprüchen‹ meinen Sie, dass

ich in ein Bildungswerk zurückgehen soll, oder?»

Er hob die Hände. »Ich meine das überhaupt nicht böse. Aber solche Einrichtungen sind doch für Menschen mit Einschränkungen da. Seien Sie doch mal ehrlich, Frau Krall. Das hier hat keine Zukunft.«

Ich musste mich zusammenreißen, meine Gefühle zu unterdrücken. In meinem Bauch machte sich eine Mischung aus Wut, Enttäuschung und Erniedrigung breit. Zum Glück hatte ich in all den Jahren gelernt, meine Emotionen unter Kontrolle zu halten, weshalb ich nur sehr selten ausrastete.

»Sie können nach Hause gehen, wenn Sie möchten«, meinte Dörr noch im Anschluss. »In diesem Zustand sollten Sie lieber nicht Ihrer Arbeit nachgehen.«

Ich stand auf. »Danke. Einen schönen Tag noch.«

Total niedergeschlagen packte ich meine Sachen und verließ das Geschäft. Ganz, wie ich es befürchtet hatte. In drei Monaten war Schluss mit meinem Arbeitsvertrag. Von nun an würde sich die furchtbare Arbeitssuche wiederholen.

Ich schrieb Lu eine Nachricht, dass ich es mir anders überlegt hätte mit dem Essengehen und dass der Tag für mich gelaufen sei.

In der U-Bahn setzte sich ein alter Mann zwischen fünfzig und sechzig zu mir. Er hatte einen größeren Bauch, lange graue Haare, einen gut gepflegten Bart und stahlblaue Augen. Er gefiel mir, doch ich war echt nicht in Stimmung, ihn anzuquatschen.

Zu Hause angekommen, ließ ich meinen Gefühlen freien Lauf und die Tränen überkamen mich. Ich hatte diese Demütigungen so dermaßen satt. Immer wurde ich nur auf mein Handicap reduziert! Auch wenn ich froh war, Single zu sein, so hätte ich mir in jenem Moment doch jemanden gewünscht, der mich in die Arme nahm und mir sagte, dass alles wieder gut würde.

Ich rief gleich beim Arbeitsamt an und meldete mich arbeitssuchend. Die nette Dame am anderen Ende der Leitung teilte mir mit, dass ich wieder in der Arbeitsvermittlung angemeldet sei und alles Notwendige in die Wege geleitet werde. In ein paar Tagen sollte ich Post erhalten, bezüglich meines Antrags auf Arbeitslosengeld und eines Termins bei meinem Arbeitsvermittler. Zum Suchen nach Stellenangeboten hatte ich an diesem Tag allerdings keine Kraft mehr.

Ich ließ mich aufs Bett fallen und starrte gedankenverloren zur Decke. Die Tränen flossen weiter. An Ablehnung und Zurückweisung würde ich mich niemals gewöhnen. Genauso wenig, wie ich mich je an das Mobbing in der Schule gewöhnt hatte. Es tat einfach zu sehr weh.

Ein unbefristeter Vertrag wäre für mich eine Chance gewesen, auch um endlich hier rauszukommen. Seit drei Jahren wohnte ich mittlerweile im Betreuten Wohnen. Das Wohngebäude umfasste sechzehn Wohnungen, in denen Menschen mit Behinderungen lebten. Nach Ende meiner Ausbildung war das ohnehin schon angespannte Verhältnis zu meiner Mutter so schlecht geworden, dass ich es nicht mehr ausgehalten hatte, mit ihr zusammen unter einem Dach zu leben, und beschlossen hatte, auszuziehen. Leider war es in einer sauteuren Stadt wie München kaum möglich, eine bezahlbare Wohnung zu finden, und da ich viele Dinge ohnehin nicht allein erledigen konnte, war das Betreute Wohnen eine gute vorübergehende Lösung für mich. Allerdings stand für mich fest, dass dies irgendwann aufhören sollte. Mein Ziel war es, eines Tages unabhängig zu sein. Oft wurde mir gesagt, dies sei mit meinem Handicap nicht möglich, doch das motivierte mich nur noch mehr, all die Zweifler vom Gegenteil zu überzeugen.

All diese Gedanken kreisten mir durch den Kopf, dann spürte ich jedoch die Erschöpfung in meiner Seele. Der Tag

war ohnehin schon anstrengend gewesen, schließlich war die Arbeit im Geschäft schon nicht einfach. Es ahnte doch keiner dort, weder Dörr noch meine Kollegen, wie viel Energie ich die letzten zwei Jahre für diesen Job aufgebracht hatte und wie viel Überwindung mich manche Tätigkeiten gekostet hatten ...

Ich spürte, wie mir die Augenlider zufielen. Ich versuchte, sie offen zu halten, aber es gelang mir nicht. So versank ich mitten am Tag im Land der Träume ...

DER SCHATZ DES PIRATENKAPITÄNS

Ich befinde mich an Bord eines Piratenschiffs. Auf dem Boden. Ich bin in Lumpen gekleidet und blicke mich um. Überall auf dem Schiff sind die bärtigen Seeräuber verstreut und rücken riesengroße Schatztruhen hin und her. Das wird wohl ihre heutige Beute sein.

Als ich versuche, mich aufzurichten, stelle ich fest, dass ich gefesselt bin. Ich bin ihre Beute! Meine Hände und Füße sind gefesselt und ich kann mich kaum bewegen. Aufrichten und weglaufen also unmöglich!

»Hey, ihr da!«, rufe ich in die Runde und ziehe damit die Aufmerksamkeit der Piraten auf mich. Da mir keiner seinen Namen offenbaren wird, gebe ich ihnen in Gedanken Nummern.

»Sieh mal einer an«, spricht Pirat 1 und geht auf mich zu. »Unsere Gefangene ist aufgewacht.«

Er beugt sich über mich, ihm folgen einige seiner Gefährten.

»Ich hoffe, du hast gut geschlafen«, sagt Pirat 2, »denn du hast eine lange Seereise vor dir.«

Ich merke, dass ich bloß träume, sonst hätte sich längst ein stechender Schmerz in meinem Kopf und ein Übelkeitsgefühl in meiner Magengegend breitgemacht. Ich neige nämlich dazu, seekrank zu werden, und kann keine noch so kurze Schiffs- oder Bootsreise ohne Tabletten bewältigen.

»Was wollt ihr von mir?«, rufe ich und zerre an meinen Fesseln.

»Wir haben gerade dein Land geplündert«, teilt Pirat 3 mir mit. »Wir haben alle Schätze an Bord genommen. Der Kapitän wollte, dass wir auch eine Frau mitnehmen.«

»Der Captain hat sich ausgerechnet für dich entschieden«, sagt Pirat 4. »Warum auch immer. Da waren definitiv schönere Frauen auf der Insel.«

Er dreht sich zu seinen Kameraden um und alle lachen schallend im Chor. Ich merke, dass sie mich auslachen, und werde sauer. »Lasst mich sofort frei!«

Pirat 1 beugt sich noch weiter zu mir herunter. »Das könnte dir so passen. Du bist jetzt unsere Gefangene, ob dir das gefällt oder nicht.«

Ich sammle ein wenig Speichel in meinem Mund zusammen und spucke ihm ins Gesicht. Schockiert reibt er sich drüber und muss sich auf eine Menge Spott seiner Mitpiraten gefasst machen.

»Das Weib hat echt Mut«, sagt Pirat 5 und kichert.

»Mit der in der Kiste macht es bestimmt Spaß«, stimmt Pirat 6 mit ein.

»Klappe!«, zischt Pirat 1 und zieht sein Säbelschwert hervor, das er mir unters Kinn hält.

Ich schrecke zusammen und drehe den Kopf weg.

»Du kleines Biest wirst jetzt gehorchen, sonst schlitze ich dir die Kehle auf«, droht er mir.

»Finger weg von meiner Sklavin!«, ertönt eine wütende Stimme.

Die Piraten weichen zurück und der Captain steuert auf mich zu. Er sieht aus wie der alte Mann mit den langen grauen Haaren, dem ich vorhin in der U-Bahn begegnet bin. Nur dass er eine Augenklappe, einen Piratenhut, einen goldenen Ohrring und einen grünen Papagei auf seiner Schulter trägt.

Als Pirat 1 seinen Captain erblickt, fängt er an zu zittern und stammelt vor sich hin. »Captain, Ihr versteht nicht. Dieses Weib hat sich mir gegenüber extrem respektlos verhalten. Da wollte ich

ihr Manieren beibringen ...«

»Schweig!«, brüllt der Captain, reißt seinem Untergebenen den Säbel aus der Hand und hält ihm die Waffe direkt unter die Nase. »Das ist meine Sklavin! Ich lasse nicht zu, dass du ihr irgendetwas tust. Sonst töte ich dich augenblicklich mit deinem eigenen Säbel. Das gilt für alle hier, ist das klar?!«

Er brüllt so laut, dass die Mannschaft zusammenzuckt. »Worauf wartet ihr?«, schreit der Captain. »Zurück an die Arbeit, wir haben schließlich Schätze erbeutet. Kümmert euch darum, los!«

Alle Piraten verschwinden, der Captain nimmt nun den Säbel, den er Pirat 1 abgeluchst hat, und packt meine Hände. Ich bekomme es mit der Angst zu tun und zittere am ganzen Körper. Will er mich etwa eigenhändig töten?

»Zittere nicht so!«, befiehlt er mir. »Sonst verletze ich dich noch.«

Auch wenn es mir schwerfällt, bemühe ich mich, stillzuhalten, sodass er die Seile, mit denen ich gefesselt wurde, durchschneiden kann.

»Nun komm!«, befiehlt mir der Captain. »Folge mir in meine Kabine!«

Ich stehe auf und werfe einen Blick zum Meer. Nun bin ich frei. Ich kann gut schwimmen und würde hier draußen bestimmt früher oder später eine Insel entdecken, auf die ich mich retten könnte. Soll ich springen oder ...?

»Kommst du nun?«, ruft der Captain und reißt mich somit aus meinen Gedanken.

Wie automatisch folge ich ihm über das Schiff in seine Kabine. Er weist mich an, auf einem kleinen Holzhocker Platz zu nehmen. Ich füge mich.

»Meine Leute haben alle Frauen deines Dorfes als Geisel gefangen genommen«, erklärt der Captain mir. »Zur Freilassung mussten die Männer all ihre Schätze und Reichtümer an meine

Meute abgeben. Doch dich habe ich nicht freigelassen. Kannst du dir denken, warum?»

Ich schüttelte den Kopf. Eigentlich kann ich es mir doch denken. Sagte er nicht vorhin, dass ich seine Sklavin sei? Will er etwa, dass ich ohne Entlohnung für ihn arbeite?

»Ich will es dir erklären«, sagt er, und seine Stimme klingt auf einmal viel sanftmütiger. »Ich bin auf der Suche nach einer Sexsklavin, die mir ihre sexuellen Dienste erweist. Seit Monaten ziehen wir durch die verschiedensten Dörfer und Inseln, um die unterschiedlichsten Völker auszurauben. Jedes Mal habe ich mich nach einer passenden Sklavin umgesehen. Doch keine von ihnen hat mir gefallen. Bis ich dich traf.«

»Was muss ich als Sexsklavin denn tun?«, frage ich.

»Alles, was ich von dir verlange!«, kommt es wie aus der Pistole geschossen. »Ich werde dein Herr und Meister sein, und du wirst meinen Gelüsten nachkommen, ohne dich zu widersetzen.«

Er beugt sich zu mir herunter, greift mein Kinn und sieht mich mit seinen großen stahlblauen Augen an. Ich blicke in sie. Sie sind wunderschön. So schön glänzt ganz sicher kein Saphir, den seine Crew je erbeutet hat.

»Willst du meine Sklavin sein?«, fragt er mich mit diesem eindringlichen Blick.

Ich hänge nicht allzu sehr an meinem Leben. Sollte er mich töten, wäre es mir völlig gleich. Was könnte ich also verlieren, wenn ich den Wünschen und Gelüsten eines Kapitäns eines großen Schiffs und einer erfolgreichen Seeräubertruppe nachkäme?

»Ich will«, spreche ich aus und sehe ihm dabei ebenso tief in die Augen.

»So soll es sein«, sagt er und streicht mir über die Wange. »Nun will ich dich nackt sehen. Zieh dich aus!« Der Ton ist jetzt viel barscher.

Ich stehe auf und streife die paar Lumpen, die ich am Leib

trage, einfach ab. Dafür braucht es nur ein paar Handgriffe. Mit einem Blick in seinen Schritt sehe ich, dass in seiner Hose eine riesengroße Beule gewachsen ist.

»Setz dich auf die Kojel!«, befiehlt er mir.

Ich schaue mich kurz im Raum um, entdecke dann die Kojel in der Ecke und setze mich drauf.

»Beine auseinander!«

Ich spreize die Beine, er tritt an mich heran und streicht mir über den ganzen Körper. Ich stöhne auf und schliesse die Augen. Dann packt er meine Brüste und erkundet sie.

»Jung und lüstern«, murmelt er. »Gefällt mir.«

Vorsichtig drückt er mich nach hinten, sodass ich auf seiner Kojel liege. Er setzt sich dazu und streicht mir über die Scham. Ich zucke zusammen und keuche. Zuerst ist es mir unangenehm, von ihm berührt zu werden. Doch dann lasse ich es zu und lasse mich fallen. Er fingert mich in verschiedenen Tempos, zuerst benutzt er nur einen Finger. Dann werden es immer mehr, bis anschließend seine komplette Faust in meiner Muschi verschwindet. Er stößt immer heftiger zu. Es schmerzt. Doch dieser Schmerz ist angenehm. Ich stöhne auf und spüre, wie ich feucht werde. Seine Finger gleiten immer tiefer in mich hinein und ich höre meinen Saft glitschen. Er stößt weiter zu, so lange, bis ich einen Orgasmus habe und ihn herausschreie.

Dann zieht er seine Finger nacheinander aus mir heraus. Sie sind mit meinem Saft bedeckt. »Wie geil du bist«, murmelt er und streicht mir mit derselben Hand über die Wange. »Jetzt nehme ich mir dich vor!«

Er entledigt sich seiner Kleidung und packt sein Glied aus. Dieses hat bereits die Länge einer Riesengarnele erreicht und ist so hart wie ein Holzscheit. Er stützt sich auf mich und dringt in mich ein. Er nimmt mich heftig, und seine Kojel beginnt zu schaukeln. Wir beide schreien und stöhnen so laut, dass die Crew

uns oben mit Sicherheit hören kann. Doch das stört uns nicht. Viel zu sehr sind wir im Moment der Leidenschaft versunken.

Nach wenigen Minuten kommen wir beide zum Höhepunkt – der Captain spritzt in mir ab.

»Wusste ich es doch«, sagt er. »Meine Männer interessieren sich nur für die Edelsteine, den Schmuck, das Silber, das Gold. Aber eine Frau wie du ist ein größerer Schatz als all das.«

»Ella, bist du da?«

Lu klopfte gegen meine Tür. Ich wurde aus meinen erotischen Träumen gerissen. Schnell richtete ich mich auf und rief nach draußen: »Ich komme, Lu!«

Ich sprang aus dem Bett und stürmte zur Wohnungstür.

Lu umarmte mich. »Hey. Ich hoffe, ich störe nicht. Nach der Nachricht dachte ich, es hilft dir vielleicht, zu reden, deshalb habe ich uns was vom Dönerladen mitgebracht. Oder hast du keinen Hunger? Soll ich wieder gehen?«

Mein Blick fiel auf eine Plastiktüte in ihrer Hand. »Nein, komm rein. Ich bin nur eingeschlafen.«

In genau solchen Momenten war ich dankbar, dass Luise Wegmann nun schon seit über sechs Jahren meine beste Freundin war. Ich hatte sie damals im Bildungswerk kennengelernt, wir haben dort unsere Ausbildung zusammen gemacht. Seit dem ersten Tag waren wir beide dicke Freundinnen und hatten seither viele schöne, aber auch harte Zeiten zusammen überstanden. Lu litt seit ihrer Jugendzeit an einer Depression und hatte ebenfalls Schwierigkeiten, nach der Ausbildung auf dem ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Derzeit arbeitete sie in einem Supermarkt, hatte jedoch gerade erst damit angefangen und hoffte ebenfalls auf eine feste Arbeitsstelle. Da auch ihre familiären Verhältnisse nicht die besten waren, hatte sie sich ebenfalls fürs Betreute Wohnen entschieden.

Es war großes Glück, dass wir im selben Wohngebäude untergebracht werden konnten. So konnten wir uns jederzeit sehen, wenn wir wollten, hatten aber durch die getrennten Wohnungen unsere Ruhe.

Lu hatte zwei Döner mitgebracht, die wir nun aßen. Wir waren beide hungrig. Es war ein harter Tag für uns gewesen. Auch Lu hatte Stress auf der Arbeit gehabt und war froh, sich bei mir ihren Kummer von der Seele reden zu können.

Im Anschluss ließen wir uns auf die Couch fallen und ich erzählte ihr von dem Gespräch mit Dörr. Aber nicht nur das war es, was mich belastete. Auch die mangelnde Flexibilität, die meine Behinderung mit sich brachte. Die letzten Wochen war im Geschäft so vieles schiefgegangen.

Einmal hatte ich beim Ausmisten der Käfige aus Versehen eine Tür geöffnet und der Wellensittich war durch den halben Laden geflogen, bis meine Kollegen ihn wieder einfangen konnten.

Ein anderes Mal passierte mir bei der Anlieferung neuer Ware ein schmutziges Missgeschick, als ein Sack Gartenerde ein riesiges Loch hatte, das ich nicht bemerkt hatte, und die Erde sich auf dem Boden ergoss. Dörr war natürlich stinksauer und verlangte von mir, den Dreck wieder wegzumachen.

Und beim dritten Mal erlitt ich eine Reizüberflutung, weil ein Kunde mir tausend Fragen stellte, die ich nicht beantworten konnte. Da aber weit und breit kein Kollege in Sicht war, konnte ich niemanden um Hilfe bitten oder den Kunden weiterverweisen und war mit der Situation überfordert, da ich noch vor Feierabend dringend die Regale einräumen musste. Als der Kunde trotzdem nicht aufhörte und immer noch eine Frage dranhängte, wurde es mir zu viel und ich musste mich unter einem Heulkampf für fünf Minuten in den Pausenraum zurückziehen. Zwar schien es dem Kunden egal gewesen zu

sein, weil er, als ich zurückkam, wohl gegangen war, aber trotzdem war es für mich schlimm gewesen.

All diese Dinge waren in weniger als vier Wochen passiert und hatten in mir das Gefühl hervorgerufen, versagt zu haben.

Lu verstand mich und nahm mich in den Arm, als ich ihr heulend davon berichtete.

»Das ist doch Quatsch, Ella«, sagte sie. »Du bist keine Versagerin, sag so etwas nicht!«

»Aber ich kriege doch überhaupt nichts auf die Reihe«, schluchzte ich. »Das siehst du doch. Nicht mal einfache Sachen wie Regale auffüllen kann ich. Ich bin zu nichts zu gebrauchen!«

»Das ist nicht wahr. Du bist die beste Freundin, die man haben kann.«

»Das stimmt nicht. Das bist schon du.«

»Oh, meine Süße!«

Es tat so gut, mit meiner besten Freundin über alles reden zu können. In der Küche fand ich einen Eimer Popcorn. Den schaufelten wir dann in uns hinein, obwohl wir beide eigentlich hätten abnehmen sollen. Aber das war uns egal. Wir mussten den Frust verarbeiten. Vor allem darüber, dass wir kein Leben führen konnten wie viele andere Frauen in München. Und in Deutschland. Und auf der Welt. So vieles wurde uns durch unsere Einschränkungen verwehrt und war nicht möglich. Seit Jahren versuchten Lu und ich erfolglos, von anderen Menschen unabhängig zu sein. Doch auf irgendwen mussten wir immer bauen. Aufs Betreute Wohnen, aufs Arbeitsamt ...

Ich wollte in dem Moment nicht mehr dran denken und schnitt ein anderes Thema an. »Ich muss dir was sagen.«

»Was denn?« Lu spitzte gespannt die Ohren.

Ich zögerte. Irgendwie war mir das peinlich. Aber meiner besten Freundin konnte ich das bestimmt erzählen, da war ich mir sicher.

»Ich habe seit einiger Zeit immer so verrückte Träume«, sprach ich aus.

»Was für Träume?«, fragte Lu.

»Ja, so richtig erotische Träume eben.«

»Die habe ich auch! Was träumst du denn so?«

Ich erzählte ihr von den Träumen auf dem Piratenschiff und auf dem Maskenball.

»Ich weiß, das klingt verrückt«, murmelte ich im Anschluss. »Ich weiß auch gar nicht, warum ich so etwas träume.«

»Ach was, das ist überhaupt nicht verrückt«, meinte Lu. »Ich träume manchmal auch, dass ich wilden Sex mit irgendwelchen Männern habe, die ich aus dem Fernsehen oder aus der U-Bahn kenne. Teilweise sind es auch meine Kunden. Das ist dann komisch.«

»Warum träumen wir beide bloß so etwas? Ich meine, wir hatten doch noch nie eine richtige Beziehung und wissen eigentlich gar nicht so richtig, was Liebe ist.«

»Aber das Herz sehnt sich nach Liebe, egal, ob es sie schon erlebt hat. Weißt du, was ich neulich geträumt habe?«

Sie schilderte mir ein paar ihrer erotischen Träume und schon war ich erleichtert, dass ich nicht allein war. Wir nahmen uns vor, jene Fantasien als Motivation und Hoffnungsfunken zu sehen. Auch wenn wir nicht daran glaubten, je die große Liebe zu finden. In meinen bis dato vierundzwanzig Lebensjahren war meine Fantasie oft das Einzige, was mir durch die schweren Zeiten geholfen hatte.

Am nächsten Morgen war ich alles andere als motiviert. Lu war spätabends wieder runter in ihre Wohnung gegangen und ich hatte wenig geschlafen, ohne einen erotischen Traum, an den ich mich erinnerte.

Auf dem Weg zur Arbeit trat ich die bunten Herbstblätter, die von den Bäumen gefallen waren, vor mir her. Es war Ende September, also wurde es langsam frischer. Der Herbst war meine Lieblingsjahreszeit. Als Kind hatte ich gern Kastanien gesammelt und die bunten Blätter in die Luft geworfen. Ich genoss die goldene Herbstsonne, während ich die letzten Schritte von der U-Bahn-Haltestelle zum Geschäft ging. Plötzlich entdeckte ich einen Laubhaufen. Ich sah mich um und bemerkte, dass weit und breit niemand zu sehen war. Also griff ich mir ein paar Blätter, warf sie in die Luft und drehte mich im Kreis. So fühlte ich mich wieder wie ein Kind und vergaß für einen Moment die Schwierigkeiten, die ich seit eh und je hatte.

Der Tag im Geschäft fing unbedeutend an. Ich bekam die Aufgabe, das Hasengehege auszumisten. Da in der Früh noch kaum Kunden da waren, konnte ich unbemerkt mit Klopfer reden. Seit ich als Kind die »Bambi«-Filme gesehen hatte, hießen alle Hasen bei mir Klopfer, egal, ob sie männlich oder weiblich waren. An dem Tag saßen drei Klopfers im Hasengehege, und während ich einen Müllsack mit Heu und Hasenexkrementen füllte, flüsterte ich meinen tierischen Gefährten ein paar Dinge zu, die ich (außer mit Lu natürlich) sonst mit niemandem teilen würde. Da sich ihre Löffel dabei immer wieder so lustig bewegten, hatte ich das Gefühl, dass sie mir zuhörten und mich vielleicht sogar verstanden. Tiere sind eben die besseren Zuhörer.

Als ich fertig mit dem Ausmisten war und den vollen Sack nach draußen bringen wollte, sprach mich plötzlich jemand von hinten an: »Entschuldigen Sie bitte?«

Schreckhaft, wie ich war, zuckte ich zusammen und drehte mich um. »Ja?«

Ich blickte in das Gesicht eines Mannes, der in seinen

Fünfigern sein mochte. Er hatte kurz geschnittenes graues Haar und einen kleinen, dazu passenden Bart, jedoch keine einzige Falte im Gesicht. Bis auf einen kleinen Bierbauch war er schlank und muskulös. Er besaß türkisfarbene Augen und trug eine Brille. Irgendwie erinnerte er mich an meinen Meister aus meinem Maskenballtraum, auch wenn ich dessen Gesicht nie ganz gesehen hatte. Er lächelte mich an.

»Oh, habe ich Sie erschreckt? Bitte verzeihen Sie, das wollte ich nicht.«

Ich fing mich wieder. »Nein, nein, schon gut. Das hat rein gar nichts mit Ihnen zu tun. Ich bin immer so ein Angsthase. Was kann ich denn für Sie tun?«

Er erklärte: »Ja, und zwar Folgendes: Ich möchte mir ein Aquarium kaufen für mein Wohnzimmer. Leider habe ich jedoch bislang keine Erfahrung. Weder von Fischen noch von Wasserpflanzen. Möchten Sie mir vielleicht eine kleine Beratung geben?«

Ich warf einen Blick auf den vollen, stinkenden Müllsack in meiner Hand.

Da lachte er. »Ich verstehe, Sie wollen erst mal die eine Arbeit zu Ende bringen. Das ist völlig richtig so.«

»Ähm, ich schmeiße den Sack nur kurz weg«, murmelte ich verlegen. »Dann bin ich gleich wieder bei Ihnen. Bitte warten Sie einen Augenblick.«

»Alles klar, kein Problem«, erwiderte er und hatte plötzlich so ein Funkeln in seinen Augen, ganz wie der maskierte Fremde aus meinem Traum. »Lassen Sie sich Zeit. Ich habe es nicht eilig.«

»Danke«, sagte ich und machte mich hastig auf den Weg zu den Mülltonnen.

Dort angekommen gönnte ich mir eine kurze Verschnaufpause. Was war das denn? Irgendetwas an diesem Mann war

seltsam. Er war nicht gleich ungeduldig oder nörgelnd wie die meisten Kunden, die ja gar keine Zeit hatten und nur einen schnellen Einkauf machen wollten, bevor ihre Pause vorbei war und sie wieder auf die Arbeit mussten. Doch dieser Kunde war einer von der angenehmen Sorte.

»Hoffentlich bleibt das auch so, nachdem du ihn beraten hast«, murmelte ich so vor mich hin, bevor ich tief durchatmete und mich wieder auf den Weg in den Laden machte.

Mit einem unüberhörbaren Hämmern in meiner Brust kam ich zurück zum Hasenkäfig. Tatsächlich stand der Kunde noch immer am selben Fleck. Ich atmete erleichtert auf. Glück gehabt! Ich hatte schon befürchtet, er wäre auf und davon. Oder ein Kollege von mir hätte ihn sich geschnappt. Aber den wollte ich übernehmen!

»Ich bin wieder da«, sagte ich, als ich auf ihn zukam.

»Ach, wie schön!«, rief er.

»Folgen Sie mir bitte«, bat ich und geleitete ihn zu den Aquarien.

Die nächste Viertelstunde erklärte ich ihm alles über die Anschaffung, Pflege und Gestaltung von Aquarien und auch über mögliche Süßwasserfische, die er halten konnte. Es mangelte mir zwar an Geschick, jedoch nicht an Fachwissen. Also leierte ich alles runter, was ich über Aquarien und Fische wusste. Bereits vor meiner Anstellung bei Dörr hatte ich viele Bücher über Tiere gelesen, insbesondere über Haustiere. Das fand ich deutlich spannender als irgendwelche Kitschromane. Wenigstens in dem Punkt konnte ich mit meinen Kollegen mithalten und war ihnen sogar einen Schritt voraus. Keiner von ihnen interessierte sich so sehr für Haustiere wie ich, zumindest nicht für Fische. Fische galten im Kollegenkreis als langweilig und waren nicht wirklich Haustiere. Das sah ich aber ganz anders und der Kunde, der neben mir stand und mir so aufmerksam